

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 101 (2007)
Heft: 7-8

Artikel: Paradeplatz
Autor: Keller, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-389890>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Paradeplatz

«Akademien sollen «neue Texte» schreiben», hat Max Keller im NW-Gespräch zu seiner Pensionierung als Direktor der Paulus-Akademie Zürich gesagt (NW 2004, 320ff.). Seither schreibt er selber «neue Texte», Geschichten mit kirchenpolitisch aktuellem Hintergrund. Eine dieser Geschichten (geschrieben im Oktober 2006), die zugleich eine interreligiöse Globalisierungsparabel ist, hat Max Keller den Neuen Wegen zur Verfügung gestellt. Ähnlichkeiten mit bekannten Personen sind weder zufällig noch unbeabsichtigt. Wir wünschen unseren Leserinnen und Lesern eine vergnüglich-ernste Ferienlektüre.

Red.

Als Dr. Raimund Liechti kurz vor 17 Uhr den in der Nachmittagssonne liegenden Paradeplatz von der Schwelle der UBS aus überblickte, nahm er die neu gestaltete Traminsel in ihrer schlichten Eleganz wahr. Er überlegte, ob er sein Hotelzimmer im «Savoy» auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes aufsuchen oder noch an der Bahnhofstrasse etwas flanieren sollte.

Die Besprechungen in der Bank waren wie gewohnt angenehm gewesen. Der Chef des Empfangs hatte ihn persönlich zu jenem Aufzug gebracht, der direkt in die Etage führte, wo die Herren mit der grössten Verantwortung ihre Büros haben. Der Direktor der Stabsabteilung stammte aus einer verlässlichen katholischen Familie in der Zentralschweiz und hatte gleichzeitig mit Liechti an der katholischen Universität Fribourg studiert.

Der aus einer kleinbürgerlichen Familie stammende Liechti hatte lange gezögert, ob er Jus oder Ökonomie studieren sollte. Er wollte nach oben, wollte Einfluss und Macht ausüben, wusste aber auch um seine bescheidenen Startchancen. Damals war er nicht Teil eines Netzwerkes, das den gesellschaftlichen Aufstieg fördern konnte. Er trat in den Dominikanerorden ein, studierte Theologie, solidarisierte sich mit der Mehrheit der Studierenden gegen die engstirnige Berufungspolitik der Bischofskonferenz, die verhinderte, dass abweichendes Denken sich auf einem Professorenstuhl festsetzen konnte. Dies blieb die einzige revolutionäre Aufwallung seines bisherigen Lebens. Denn er erkannte schnell, dass Protestbewegungen keine nachhaltige Wirkung in einer autoritären Institution haben konnten. Er liess sich nicht mehr auf die Utopie einer geschwisterlichen und partizipativen Kirche ein. Nach der Promotion in Kirchenrecht lebte er mit einem freundlichen Eifer gemäss seinem Ordensideal. Als Dominikaner, als ein *canis domini*, verbellte er die Abweichler, biss wenn notwendig in die Waden, stand seinen Herren auch für die ungeliebten

Aufgaben zur Verfügung, vermied aber alles, was ihn in die Nähe eines finsternen Inquisitors bringen konnte. Als Kirchenrechtler kannte er alle Schlupflöcher im rigiden System. Er hatte als linientreuer Fädenknüpfer Zugang zu den höheren Stufen der Hierarchie und war den Kritikern der Kirche immer eine Nasenlänge voraus, weil er wusste, was an den nicht öffentlich zugänglichen Konferenzen gesagt wurde und was hinter den Entscheidungen in der Zentrale in Rom wirklich zur Debatte stand.

Diesmal wollte Direktor Alois Marty von der UBS mit seinem Studienkollegen Raimund über die Auswirkungen der Papst-Rede in Regensburg sprechen. Die Bank wollte wissen, ob es dem Vatikan gelingen würde, die Proteste in der islamischen Welt einzugrenzen. Solange nur Papstpuppen verbrannt wurden, war dies eine Sache der katholischen Kirche. Sollten aber die Finanzbeziehungen zu den westlichen Geldinstituten gestört werden, dann würde dies ernste Dimensionen annehmen. Und sollte diese Rede ein Signal gegen den möglichen EU-Beitritt der Türkei sein, dann musste dies der Planungsstab der UBS in seine strategischen Überlegungen einbeziehen.

Nur wenige Minuten nach Pater Liechti verliess auf der Nordseite des Paradeplatzes ein kleingewachsener, braungebrannter, elegant gekleideter Herr den Palast der Kreditanstalt, der «Credit Suisse», und zündete sich unter dem blauen Himmel zuerst eine Zigarette an. Nachdem er sich in Ruhe umgeschaut und die geschäftige Atmosphäre mit Wohlwollen aufgenommen hatte, folgte er seinem Drang und wollte im Tramtempel jenen Ort aufsuchen, wo er sich die Hände waschen konnte. Als Grosshändler von Textilien hatte er oft in Bankhäusern zu tun, aber es überkam ihn immer wieder das Verlangen, nachher die Hände zu waschen. Als Muslim war ihm das Bedürfnis nach Reinigung anerzogen und er empfand den freien Zugang zum

Wasser als Selbstverständlichkeit. Er war erstaunt, dass ein Drehkreuz ihm einen Euro abforderte, bevor er die Waschanlage betreten konnte, die nicht von einer Zürcher Firma, sondern von einer mit amerikanischem Namen betrieben wurde. Als Vorsitzender der Stiftung an der Süleymaniye Moschee in Istanbul würde er die Aufsicht so organisieren, dass mindestens fünf bedürftige Glaubensgenossen zu einem bescheidenen Einkommen kämen.

Mehmed Kazim hatte seit über zwanzig Jahren Beziehungen zur Kreditanstalt in Zürich. Die zuständige Direktion für Geschäftskunden im Nahen Osten behandelte ihn zuvorkommend, und Vizedirektor Max Kaufmann hatte immer Zeit für ihn. Es war der CS längst klar, dass das Konto von Kazim nicht der Steuerhinterziehung, ja nicht einmal primär der Steueroptimierung diene. Dieser angenehme türkische Kunde wollte sich so gut wie möglich gegen die Folgen einer unerfreulichen politischen Entwicklung oder gegen die wirtschaftlichen Auswirkungen eines Militärputsches absichern. Ihm ging es um den ungehinderten Zugriff zu seinem Vermögen, um jederzeit seinen Geschäften in Europa, den USA und im Fernen Osten nachgehen zu können.

Kaufmann liess sich die Überraschung nicht von seinem Gesicht ablesen, als Kazim ihm mitteilte, dass er neben seinem Geschäftskonto ein weiteres Konto als Präsident der Stiftung an der Süleymaniye Moschee in Istanbul eröffnen wollte. Auf dieses Konto sollten Gelder überwiesen werden, um den Bau einer Moschee in Zürich zu finanzieren. Die Stiftung habe gesicherte Einnahmen aus dem Betrieb von Geschäften, aus der Vermietung von Ladenlokalen, Häusern und Wohnungen. Und es wäre kein Problem, bei Bedarf Grundstücke an bester Lage in Istanbul zu verkaufen.

«Die CS kann Ihnen bei der Realisierung ihres Planes sicher behilflich sein. Wir haben Zugriff zu nicht mehr benö-

tigten Industriebauten im Limmattal. Preisgünstig sind vor allem alte Gebäude in Schlieren, in die man ohne grössere Probleme einen Gebetssaal einbauen könnte.» Dieser Versuch Kaufmanns, ins Geschäft zu kommen, schlug fehl. «Verehrter Herr Kaufmann, verzeihen Sie bitte, ich habe mich nicht klar genug ausgedrückt», fuhr Kazim fort. «Ich suche nicht irgendwo auf einem heruntergekommenen Industriegelände eine Möglichkeit für eine Moschee im Hinterhof oder in einem Keller. Wie die Süleymaniye Moschee in Istanbul von weither sichtbar ist, so soll unsere Moschee auch in Zürich die Würde des Islam sichtbar machen. Wir denken an eine Moschee mit Kuppeln und Minaretten. Ferner soll auf dem Gelände eine Medrese für die höhere Ausbildung in Islamwissenschaft und ein Begegnungszentrum mit Küche und Speiseräume für Männer und Frauen gebaut werden. Während meiner Aufenthalte in Zürich habe ich einige mögliche Standorte geprüft. Am liebsten wäre mir der Zürichberg. Schliesslich wurde dort auch ein hervorragender Platz für die Zentrale der FIFA gefunden. Denkbar ist auch ein Grundstück in Zollikon oder Zollikerberg, unter Umständen auch auf dem Hügelzug in Wollishofen. Wichtig ist, dass die Kuppeln von weither sichtbar sind und dass die Gläubigen den See oder die Limmat im Licht glänzen sehen wie den Bosphorus.»

«Sie haben sich bestimmt auch über die Grundstückpreise und die hohen Baukosten in Zürich informiert», unterbrach Kaufmann den Höhenflug des Türken und hoffte gleichzeitig, dass das Thema damit erledigt sei. «Unsere Stiftung geht von Investitionen zwischen 30 und 50 Millionen Euro aus», antwortete Mehmed Kazim. «Sie verstehen, dass ich Ihr Anliegen unserer Generaldirektion unterbreiten muss», sagte Kaufmann. «Dies wird einige Tage dauern. Ich werde Ihr Anliegen gerne unterstützen. Vielleicht wäre es auch nützlich, in der Zwischenzeit ein Gespräch mit dem Fi-

nanzvorstand der Stadt Zürich zu führen. Ihm unterstehen die städtischen Liegenschaften und die Grundstücke im Besitz der Stadt. Ich kann Ihnen in den nächsten Tagen ohne Schwierigkeiten einen Termin mit dem Finanzvorstand organisieren. Vor der Wahl in den Stadtrat war er zwanzig Jahre lang für unsere Bank tätig. Wir sind immer noch gute Kollegen.»

Das Flanieren an der Bahnhofstrasse bereitete dem Dominikanerpater auch heute grosses Vergnügen. Er atmete die Luft der Schönheit, der Eleganz, des stilvollen Reichtums gerne ein. Hin und wieder blieb er vor einem Uhren- oder Kleidergeschäft stehen. Es genügte ihm zu schauen, er spürte keinen Drang zum Kaufen. Der ordensinterne Disput um den angemessenen Lebensstil eines heutigen Mönches interessierte ihn nicht mehr. Er hatte sich entschieden, so zu leben, wie es seiner Aufgabe entsprach. Nicht die Enge einer Pfarrei war sein Wirkungsfeld. Auch die Macht- und Geldeliten brauchten Seelsorger, verständnisvolle Interpreten einer kirchlichen Sprache, die oft nicht mehr verstanden wurde. Trauungen und Taufen standen immer wieder am Anfang langer Beziehungen und verschafften ihm den Zugang zu Kreisen, die Einfluss in der Gesellschaft hatten. Ja, er liebte das Kerzenlicht der intimen Empfänge, wo sich die kulturelle Spitze die Ehre gab. Er war dabei, ob der Einladende ein Schweizer Bankier oder ein russischer Oligarch war. Am wohlsten fühlte er sich aber im Scheinwerferlicht des Fernsehstudios.

Da die Bischöfe nicht besonders kameratauglich waren und das Fernsehen einen Vertreter der Kirche gern dabei hatte, der klar und zugleich freundlich den römischen Standpunkt vertrat, war er ein gesuchter Teilnehmer beim «Zischtig-Club» oder in der «Arena». Ob Sexualmoral, Zölibat, Asylpolitik oder Probleme eines Bischofs mit dem kirchlichen Personal, Dr. Raimund Liechti stand zur Verfügung. In zwei Tagen hat er im Leutschenbach seinen nächsten Auftritt:

zur Papstrede in Regensburg und zu den Folgen in der islamischen Welt.

Wie immer, wenn er für die UBS in Zürich tätig war, hatte die Bank ihm ein Zimmer im «Savoy Baur en Ville» reserviert. Da das Hotel in der Nähe des Zunfthauses zur «Meise» stand, hatte er genügend Zeit, um sich in Ruhe für die nächste Verpflichtung umzuziehen. Er wollte das Welcome Dinner zu Ehren der neuen Wirtschaftsministerin Doris Leuthard, zu dem heute Abend die Swiss-American Chamber of Commerce eingeladen hatte, nutzen, um Meinungen aus der US-freundlichen schweizerischen Wirtschaft zur Papstrede zu hören.

Kazim hatte Benjamin Meyer zum Abendessen eingeladen. Sie trafen sich zum Apéro in der «Savoy Bar». Zur Begrüssung umarmten sie sich, und Mehmet klopfte Benjamin, der sein Sohn sein könnte, voller Freude auf den Rücken. Vor über zwanzig Jahren hatten sich Mehmet Kazim und Benjamins Vater Jakob Meyer in Damaskus kennen gelernt. Beide waren geschäftlich unterwegs. Beide suchten den Zugang zu neuen Produzenten im Iran, in Afghanistan und China. Als sie während eines abendlichen Gesprächs in der Hotel-Lobby erkannten, dass sie im gleichen Handelssektor tätig und gewissermassen Konkurrenten waren, entstand im Lauf des langen Abends die Idee, dass der türkische Muslim und der schweizerische Jude beim Einkauf zusammenarbeiten könnten. Sie verabredeten, Informationen auszutauschen, in einigen Ländern sogar gemeinsame Agenten zu beschäftigen. Da beide beim Verkauf weiterhin unterschiedliche Kanäle zur Verfügung hatten und verschiedene Kundensegmente belieferten, kamen sie sich nicht in die Quere. Das anfängliche Misstrauen der ungleichen Geschäftspartner verschwand endgültig, als sie in den folgenden Monaten und Jahren erfuhren, dass die Zusammenarbeit den beiden nicht nur praktische Vorteile, sondern wachsenden Wohlstand brachte.

Nach dem Tod von Jakob hatte Mehmet den Kontakt mit Benjamin aufrechterhalten. Ihn interessierte der berufliche Werdegang des jungen Juden ebenso wie auch sein Verhältnis zu seinem Glauben. «Ich brenne danach zu erfahren, wie es dir an der Universität geht, ob du Professor geworden bist oder ob die Schweizer dich weiterhin warten lassen. Aber da dies bestimmt eine längere Geschichte ist, wollen wir zuerst ins Restaurant wechseln, dort in Ruhe die Speisekarte studieren und die Bestellung aufgeben.»

«Ich habe es wieder nicht geschafft. Eine deutsche Professorin, die in die Schweiz wechseln wollte, hat das Rennen gemacht. Nach zwei gescheiterten Bewerbungen um eine Professur habe ich in Zürich keine Chance mehr. Ich werde weiterhin als Privatdozent arbeiten, Bücher schreiben und vom ererbten Geld meines Vaters leben. Vielleicht wird gelegentlich an der Istanbul University eine Stelle ausgeschrieben», fuhr Benjamin schalkhaft fort. «Ein neutraler Forscher hätte im Fachbereich Neue Geschichte interessante Aufgaben.»

Als Mehmet ziemlich erregt dazwischenfuhr, dass Ausländer weder in der Armenier- noch in der Kurdenfrage zuständig seien, verbeugte sich der Oberkellner vor Herrn Kazim und flüsterte, ob er einen Anruf des Schweizer Fernsehens entgegennehmen möchte. «Nein», knurrte Kazim. «Du solltest doch mindestens anhören, was sie von dir wollen», mischte sich Benjamin ein.

«Das Fernsehen hat mich in den Zischtig-Club von morgen Abend zum Thema der Papstrede in Regensburg eingeladen», berichtete Mehmet, als er aus der Telefonkabine zurückkam. «Das soll eine freundliche Gesprächsrunde mit etwa fünf bis sechs Personen werden. Ich muss mir das überlegen und werde ihnen erst morgen zu- oder absagen.» «Da solltest du hingehen», antwortete Benjamin. «Hingehen und nicht Verständnis zeigen, sondern deine Empörung als Verletzter in Schärfe formulieren. Wenn der Papst

den byzantinischen Kaiser Manuel II. mit der Aussage aus dem Jahr 1391 zitiert: ‚Zeig mir doch, was Mohammed Neues gebracht hat, da wirst du nur Schlechtes und Inhumanes finden wie dies, dass er vorgeschrieben hat, den Glauben, den er predigte, durch das Schwert zu verbreiten‘, dann ist diese kein Ausrutscher, sondern Absicht: Die Muslime vertrauen in Glaubenssachen auf Gewalt und Drohung, nicht auf das vernunftgemässe Handeln.»

«Wir wissen beide», fuhr Benjamin fort, «dass die katholische Kirche und die anderen christlichen Grosskirchen nicht nur im Altertum und im Mittelalter, sondern auch in der Neuzeit und Gegenwart auf Gewalt und Drohung setzten und noch setzen. Aber die Unterstellung des Islam unter einen allgemeinen Terrorverdacht lenkt erfolgreich ab von der Gewalt, die täglich angewandt wird in den USA, im Irak, in Israel, Palästina und im Libanon. Die öffentliche Aufmerksamkeit soll abgelenkt werden von der offenen Gewalt in Lateinamerika, in Russland, in Afghanistan, in vielen Ländern Asiens. Und das kollektive Gedächtnis soll befreit werden von den Gewalttaten in Kroatien, Serbien, Albanien, Montenegro, deren Wunden noch nicht verheilt sind. Wem nützt denn die Kumpanei des Verschweigens zwischen Europa, den USA und Russland? Die Erwähnung der durch Christen ausgeübten und durch die Kirchen geförderten Gewalt genügt nicht. Denn die Papstrede zielt weiter und ist zugleich schärfer. Christentum und griechische Philosophie haben Europa geschaffen und bilden die Grundlage Europas.

Juden und Muslime haben nach dieser Geschichtsauffassung keinen Beitrag zur Schaffung von Europa geleistet. Als Jude verstehe ich nicht, dass keine offizielle jüdische Stimme sich gegen diese Verdrängung des Judentums aus den europäischen Grundlagen erhebt. Und ich verstehe die muslimischen Organisationen nicht, dass sie in ihrem Protest

nicht auch auf diese Verdrängung aus der europäischen Geschichte hinweisen und dass sie sich so leicht mit den ausweichenden Erklärungen des Vatikans zufrieden geben. Aber sie sitzen in der Falle. Denn ihr Widerspruch, der eigentlich auf dem vom Papst geforderten vernünftigen Denken beruhen würde, könnte im heutigen antimuslimischen Klima von vielen als Bestätigung der inneren Beziehung zwischen Islam und Gewalt gedeutet werden.»

«Ich danke dir, Benjamin, für deine Reaktionen auf die päpstliche Rede. Entscheiden kann ich mich noch nicht. Ich brauche Zeit zum Nachdenken. Können wir bitte unser Gespräch morgen Vormittag weiterführen?»

Auf seinem Zimmer setzte sich Mehmet Kazim vor das Foto «seiner» Süleymaniye Moschee, die hoch über dem Goldenen Horn die Blicke aller auf sich zog, die auf dem kleinasiatischen Ufer standen oder den Bosphorus mit einer der zahlreichen Fähren überquerten. Aus grauen Steinen errichtet, war sie auf das Licht angewiesen, das die Konturen des Kuppelgebirges bereits aus der Ferne erkennen liess und die Moschee des Meisters Sinan mit ihren Kuppeln, die gestützt von Pfeilerwänden als rankende Rund- und Halbkuppeln über mehrere Ebenen zu der alles umfassenden zentralen Kuppel hinaufwachsen, in ein dunkles Blau verwandelte. Sie zeigte die Vielfalt des Islam. Wenn sie die Gläubigen stützte, dann bot der Glaube Schutz für alle.

Mit geschlossenen Augen sah er die Betenden im Innern der Moschee. Ob 50 oder 4000 Muslime auf den roten Teppichen knieten, sie waren die Gemeinde unter der hohen Kuppel, ausgerichtet nach Mekka und hoffend auf Erleuchtung und Weisung. Die blauen Fenster in der Ostwand, die weissen Wände mit den farbig bemalten Rundbögen, die Kalligraphien an den Hauptpfeilern, die farbigen Fliesen in der Gebetsnische, die Elfenbein- und Perlmutterintarsien an

den Türen und Fenstern strömten nicht nur Ruhe aus, sondern öffneten durch ihre Schönheit die Herzen.

Pater Raimund Liechi war überrascht, als der Sekretär des Nuntius in Bern frühmorgens seinen Besuch anmeldete. Gewöhnlich ergriff er selber die Initiative, wenn er vor einem kirchenpolitisch heiklen Fernsehauftritt die neueste Einschätzung des Vatikans kennenlernen wollte. Als der römische Monsignore kurz nach Neun die Bar des «Savoy» betrat, sass Liechi bereits vor einer Tasse Kaffee an einem Fenster, das den Blick auf die Bahnhofstrasse frei gab.

Er hätte heute sowieso nach Zürich fahren müssen wegen der voreiligen, im Moment rein theoretischen Zustimmung der Katholischen Kirche des Kantons Zürich zum Bau von Moscheen mit Minaretten. Und da er die neuesten vatikanischen Lesehilfen zur Papstrede in Regensburg nicht gerne dem Hotel-faxgerät anvertrauen wollte, sei er persönlich vorbeigekommen, bevor er seine guten Beziehungen zu den Spitzen der Zürcher Kirche auffrische.

Liechi las die neuesten vatikanischen Lesehilfen genau. Aber er konnte nicht verstehen, wie man die Papstrede als ein Zeichen der Freundschaft und Solidarität mit den muslimischen Gemeinschaften bezeichnen konnte. Auf den Hinweis des Monsignore, dass sich der Papst nur gegen die Anwendung von Gewalt zur Verbreitung des Glaubens ausgesprochen habe, insistierte Liechi, dass im Text der klärende Satz fehle, alle Religionen seien gemeint, nicht nur der Islam. Der Vatikan erwarte von Liechi, dass auch er sich an die offizielle Sprachregelung halte. Dies werde er gerne tun, falls er vom Aussenministerium um eine Einschätzung gebeten werde. Er sei aber zu einer Diskussion am Fernsehen eingeladen und nicht zu einem Gespräch unter vier Augen mit einem Diplomaten.

Mehmet Kazim liess sich einen türki-

schon Kaffee auf sein Zimmer bringen. Er wollte allein sein und ungestört weiter denken über Islam und Gewalt, um sich auf das Fernsehgespräch vorzubereiten. Ja, er würde bei der Süleymaniye Moschee bleiben und dem Publikum erklären, dass der Moschee-Bezirk nicht nur einen Friedhof einschloss, sondern auch ein Bad, ein Spital mit einer medizinischen Hochschule, eine Suppenküche, ein Armen- und Waisenhaus und Schulen verschiedener Stufen. Und dass heute in den Gebäuden dieser Schulen die Süleyman-Bibliothek untergebracht war mit über 32 000 Handschriften.

Islam und Vernunft? Dazu gibt es in der Bibliothek eine 348 Seiten umfassende Handschrift aus dem Jahr 1151 n. Chr., die den Text «Kriterium des Handelns» (entstanden 1101–1111) von Abu-Hamid Muhammad al-Ghazali wiedergibt. Dieser Gelehrte ist nicht eine Randfigur der islamischen Philosophie, seine Werke gelten bis heute als Klassiker und das «Kriterium des Handelns» ist eines der wichtigsten Werke über die Ethik. Die Zeit wird nicht reichen, um das Denken al-Ghazalis zu erklären. Auf jeden Fall muss gesagt werden, dass bei al-Ghazali die Autorität der Vernunft nicht angezweifelt wird: «Die Vernunft ist der oberste Herr, dem gedient werden muss.» Das Wissen führt zur Erkenntnis, was sein soll; aber durch das Handeln als inneren Kampf der eigenen Seele wird das beseitigt, was nicht sein soll. Wissen und Handeln sind Mittel zur Glückseligkeit.

Kazim wurde in seinem Nachdenken durch einen Telefonanruf von Vizedirektor Max Kaufmann unterbrochen. Die Eröffnung eines Kontos als Präsident der Stiftung an der Süleymaniye Moschee in Istanbul sei von der CS abgelehnt worden. Innenpolitisch habe der Plan, in Zürich eine Moschee zu errichten, nicht die geringste Chance. Und die Abhängigkeit von den USA verbiete wegen der Terrorgefahr Geschäftsbeziehungen der Bank mit einer muslimischen Stiftung.

Kazim war bestürzt. Diesen rüden Umgang mit einem langjährigen Kunden hatte er von «seiner» Schweizer Bank nicht erwartet. Er bekämpfte den ausbrechenden Zorn und verzichtete darauf, jetzt mit Kaufmann zu streiten. Zuerst will ich die Fernsehsendung hinter mich bringen, vielleicht erkennen sie dann in diesem Land, dass von einer Moschee keine Bedrohung ausgeht. Er liess sich vom Empfang des Hotels mit dem Fernsehen verbinden. Zu seiner Überraschung wurde ihm mitgeteilt, dass die vorgesehene Sendung abgesetzt werden musste. Der Vertreter der katholischen Kirche sei plötzlich erkrankt und ein Ersatz wäre in so kurzer Zeit nicht aufzutreiben.

Bin ich auf einem Auge blind? fragte sich Mehmet Kazim. Er war sich sicher, dass der Islam keine Religion ist, welche Gewalt verherrlicht und zur Gewaltausübung aufruft. Aber es beschäftigte ihn, dass heute an so vielen Orten Muslime zur Gewalt greifen, um gegen politische und soziale Unterdrückung zu kämpfen.

Benjamin Meyer führte ihn zum nahen Fraumünsterplatz und nutzte diesen Ort zu einem geschichtlichen Exkurs: «Um 1830 brachte eine liberale Regierung im Kanton Zürich viele Fortschritte in der Bildung und in der Wirtschaft. Aber vor allem auf dem Lande gab es auch viele Verlierer der neuen Entwicklung. Die Bauern, die mit ihren Familien oft mit einem Webstuhl noch etwas dazu verdienten, konnten mit den leistungsfähigen Web- und Spinnmaschinen in den neu gebauten Fabriken nicht konkurrieren. Durch drakonische Strafen konnte die Zerstörung der Webmaschinen gestoppt werden. Als aber die Regierung einen deutschen Theologieprofessor, der die überlieferten Lehren des protestantischen Glaubens in Frage stellte, an die Universität berufen wollte, marschierte die aufgebrauchte Bevölkerung aus dem Zürcher Oberland mit Heugabeln und Dreschflegeln bewaffnet in die

Stadt. Hier auf diesem Platz schossen die Truppen auf die Landbevölkerung. Acht Menschen wurden getötet. Aber die Regierung musste zurücktreten, und die Konservativen lösten die Liberalen ab.

1918 wurde auch auf diesem Platz ein Infanterieregiment, das neben den Gewehren mit Handgranaten ausgerüstet war, gegen Tausende von streikenden Arbeitern eingesetzt. Die von den Streikenden geforderten sozialen Verbesserungen wurden im Laufe der nächsten Jahrzehnte allmählich durch den beharrlichen politischen Kampf doch noch erreicht.

Wenn in Gesellschaften die Kluft zwischen Gewinnern und Verlierern der Modernisierung nicht gesteuert und der Abstand nicht möglichst klein gehalten wird, wenn die Menschen auf der Verliererseite keine Hoffnung mehr haben, dass sie aus dem Loch herausklettern können, dann braucht es wenig, bis Gewalt ausbricht. Und weil heute viele Muslime auf der Verliererseite sind, werden sie immer wieder in diesen Kampf hineingezogen, der von oben und unten ein gewalttätiger ist.

Judentum, Christentum und Islam sind keine Religionen des Weg-Schauens und Nicht-Handelns. Sie haben alle eine Utopie, die auch dieses Leben betrifft: Gerechtigkeit für alle und Solidarität mit den Armen. Das gilt für heute und für Morgen und für den Morgen hinter dem Morgen. Welche der drei Religionen in der Geschichte sich weiter von ihrer Utopie entfernt hat, diese Rechnung interessiert mich nicht. Mit Sicherheit haben alle einen hohen Nachholbedarf, ihre Utopie wieder mit Leben zu füllen.»

«Ich empfehle dir noch den Besuch dort auf dem nahen Hügel», schloss Benjamin seine kurze Stadtführung. «Ich komme nicht mit, denn du brauchst keine Erklärung. Ausser vielleicht, dass die Glocken dieses Turms während Jahrhunderten der Stadt die Gebets- und Essenszeiten ankündigten und dass bis 1913 auf dem Turm ein Feuerwächter wohnte, der bei Gefahr die Bewohner- und Be-

wohnerinnen alarmierte. Vielleicht lässt die Kirchgemeinde in naher oder ferner Zukunft am Freitag einen Muezzin auf den Turm?»

Mehmet war von der Kirche St. Peter beeindruckt. Sie war auf einem Hügel gebaut. Sie war von weither sichtbar. Sie war gegen Osten ausgerichtet. Sie verdankte ihre Würde keinen Bildern, sondern der lichtvollen Architektur. Die Empore war bestens geeignet, um den Frauen einen ungestörten Platz zum Gebet zu bieten. Die Kirche rief zur Anbetung Gottes auf: «Du sollst anbätten den Herren deinen Gott und ihm allein dienen». Diese Kalligraphie, die den Kirchenraum dominiert, könnte auch in einer Moschee den Ehrenplatz einnehmen. «Als Muslim kann ich hier beten.»

Kurz entschlossen klingelte er an der Türe des nah gelegenen Pfarrhauses. Er stellte sich vor und bat zuerst um Entschuldigung wegen seines unangemeldeten Besuches, aber er habe ein dringendes Anliegen. Der Pfarrer bat ihn ins Besucherzimmer. «Ihre Kirche hat mich als Muslim stark beeindruckt. Da in absehbarer Zeit keine Chance besteht, in Zürich eine würdige Moschee zu bauen, möchte ich fragen, ob es eine Möglichkeit gibt, dass die Muslime die Kirche mitbenutzen dürften.» Als das freundliche Gesicht des Pfarrers sich schnell verdüsterte, holte Mehmet zu einem klärenden Nachsatz aus. «Ich denke nicht an eine ständige Präsenz der Muslime in dieser Kirche. Wir möchten nur am Freitag unsere Gebete an einem würdigen Ort verrichten. Veränderungen im Kirchenraum, ausser dass wir die Stühle zusammenstellen würden, um unsere Gebetsteppiche auslegen zu können, wären nicht notwendig. Ich habe in der Kirche Werbematerial für Konzerte gesehen. Betrachten Sie auch uns als eine Gruppe, die gelegentlich in St. Peter eine Veranstaltung durchführt.»

«Das ist leider nicht so einfach», erwiderte Pfarrer Jakob Fischer. «Gegen Kon-

zerte hat kaum jemand in der Gemeinde Einwände, solange die Musik zum Geist der Kirche passt. Schwieriger ist es bei Gottesdiensten, die nicht der reformierten Tradition entsprechen. Wir stehen auch dem Drang erfolgreicher Bankchefs, hoch aufgestiegener Politiker, weit herum geschätzter Generäle, herausragender Denker und Dichter, ihre Abschiedsfeier stilvoll vor einem erlesenen Publikum in St. Peter durchführen zu lassen, obwohl sie nicht zur Gemeinde gehören oder sogar aus der Kirche ausgetreten sind, mit grosser Zurückhaltung gegenüber. Doch brauchen wir für den Unterhalt der Kirche jedes Jahr viel Geld. Und so vermieten wir die Kirche manchmal auch gegen kleinere oder grössere Bedenken.»

«Herr Pfarrer», nahm Mehmet Kazim den Faden auf, «die Muslime würden selbstverständlich die von der Kirchgemeinde geforderte Miete bezahlen. Und wenn unser Muezzin jeweils für zehn Minuten den herrlichen Turm benützen dürfte, dann könnten Sie uns auch dies in Rechnung stellen.»

Das Gesicht von Pfarrer Fischer verriet nicht, wie er zu den Anfragen des Muslims stand. «Ich werde den Vorstand der Kirchgemeinde über unser Gespräch informieren. Vermutlich müssten wir bei einem positiven Entscheid noch den kantonalen Kirchenrat um sein Einverständnis ersuchen. Ich will Ihnen damit nur sagen, dass es Wochen oder Monate dauern wird, bis Sie eine Antwort erhalten werden. Aber chancenlos ist Ihr Anliegen nicht.»

Das «Tramhäuschen» auf dem Paradeplatz hat in kurzer Zeit eine steile Karriere gemacht. Wohl um den notwendigen Umbaukredit vom Stimmvolk zu erhalten, wurde es vom Stadtrat zur «Tramwarte Halle» befördert. Und da von der Halle nach der Renovation nichts zu sehen war, wurde sie in «Serviceinsel Paradeplatz» umgetauft. Trotzdem verstummten jene Stimmen nicht, die fanden, dass die schnörkellose Einfachheit dem Nabel

der Finanzwelt nicht entsprach. Sie verlangten einen künstlerischen Schmuck, allerdings nicht in der Art des Schang Hutter, der vor einigen Jahren zum Entsetzen des städtischen Bauamtes und der Banken am Paradeplatz mit einer Shoa-Plastik an den Holocaust und das Raubgold erinnern wollte.

Heute um 17.30 Uhr sollte das Kunstwerk auf dem Dach der «Serviceinsel» enthüllt werden. UBS und CS hatten die Statue, die seit heute morgen verhüllt über dem Paradeplatz thronte, gemeinsam ausgesucht und finanziert. Nicht einmal die Stadtregierung, die das Geschenk an einem Festakt entgegennehmen durfte,

dem Gott der Sonne und Gerechtigkeit, betete. «Stellt euch vor, die Banken wollten ihre Geschäfte durch Gerechtigkeit erhellen», hatte sie den Kolleginnen und Kollegen des Stadtrates lachend mitgeteilt.

Eine Ehrenloge vor der CS füllte sich mit den geladenen Gästen. An den Fenstern der Suiten und Zimmer des «Savoy» warteten die Hotelgäste auf den Beginn der Zeremonie. Musiker- und Musikerinnen des Tonhalleorchesters, des Orchester des Opernhauses und die Mitglieder des Ballets des Opernhauses waren von ihren Banksponsoren aufgeboten worden, die Feier künstlerisch zu umrahmen. Unter dem Bläserklängen der beiden Orchester schritten Ospel, Wuffli, Gut, Kielholz und Grübel aus der Eingangshalle des älteren Bankhauses. Auf ein Handzeichen von Ehrenpräsident Gut fiel die Hülle auf dem Dach. Die vier Meter hohe vergoldete Statue blinkte in der Abendsonne. «Wir übergeben der Stadt Zürich und dem ganzen Erdkreis diese Vergrößerung des Baal aus Ugarit. Wir haben diese Statuette aus dem Jahr 1300 v. Chr. gewählt, weil sie die Ordnungsaufgabe der global tätigen Finanzinstitute zum Wohle aller zeigt. Baal schleudert seinen Blitz gegen die Mächte des Chaos. Er ist der Herr. Niemand kann seiner absoluten Überlegenheit widerstehen. Die Welt braucht eine Ordnung, die nicht abhängig ist von Politik und Religionen, sondern vom Geld. Unsere ungehinderte Tätigkeit bringt diese Ordnung.»

Nur wenige haben die Stimme von Mehmet Kazim gehört, der von seinem Fenster im «Savoy» aus schrie: «Aufhören! Vergesst nicht: Du sollst anbeten den Herrn deinen Gott. Freut euch nicht zu früh, ich werde wieder kommen und euch klar machen, was dies heisst.» Der Jubel auf dem Platz übertönte alles. Das Ballett tanzte um die Statue. Die Gläser der Ehrengäste und des Volkes auf und um den Paradeplatz wurden mit erfrischendem Sekt gefüllt. Und alle wussten, es lohnt sich mitzumachen. ●

Die unterlegten Bilder zeigen die Süleymaniye Moschee Istanbul, den Zürcher Paradeplatz und das Innere der St. Peterkirche Zürich.

wusste, was unter der Hülle steckte. Die Vorsteherin des Polizeidepartements wünschte sich einen Moses mit den Gesetzestafeln in den Händen. Der Stadtpräsident hoffte auf eine im Geist von Max Bill gestaltete Säule, die mit einem Fussball gekrönt war. Und die Vorsteherin des Sozialdepartements erinnerte sich an einen kürzlich erfolgten Besuch im Louvre, wo ihr die Säule Hammurabis besonderen Eindruck gemacht hatte, weil der gesetzgebende König zu Schamasch,